

Die grüne Farbe

Autor(en): **Moeschlin, Felix**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **60 (1956-1957)**

Heft 2

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-664129>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Aber bei aller Freundschaft und Verbundenheit wurde der Apfel nach und nach doch überfällig. Zusehends verlor er an Frische, an Fülle und an Farbe. Und wenn wir ihn noch genauer betrachteten, zeigte er auch schon den ersten schüchternen Anflug einer Runzel. Ebenso war er dort, wo er auf dem Holze lag, bereits etwas schimmelig geworden. Es fehlte wahrscheinlich an der richtigen Lüftung des Zimmers. Doch alles in allem war es immer noch ein respektabler, ein königlicher Apfel. Und keinem fiel es auch nur im Traume ein, ihn schon jetzt unter das Messer zu nehmen.

In der Woche nach Neujahr langte ich ihn endlich herunter, um meinen Leuten eine kleine Freude und Ueberraschung zu bereiten. Aber es war zu spät, wir hatten uns zu lange in Geduld geübt: der schöne Erstlingsapfel unseres Gartens, er war inwendig faul und ging wie Brei auseinander. Ich war ein wenig betroffen und schaute über klebrige Finger hinweg enttäuscht von einem zum andern.

«Siehst du, hätten wir ihn damals gleich essen dürfen...» triumphiert es empört rund um den Tisch. Die gefräßigen Philosophen gönnten mir die Niederlage von Herzen.

Felix Moeschlin

D I E G R Ü N E F A R B E

Die Gärtnerschürze war nicht mehr grün. Man sah bloss noch, dass sie einmal grün gewesen war. Da nun aber der Frühling wieder vor der Türe stand und man in ein paar Wochen sicherlich wieder draussen arbeiten konnte, hätte es mir Freude gemacht, wenn auch die Schürze recht grün gewesen wäre.

«Ich werde sie färben», sagte meine Frau, die mir jeden Wunsch von den Augen abliest.

«Wie lieb und gut du bist», sagte ich gerührt und umarmte sie.

«Es wird wohl keine Kunst sein», sagte sie, «was irgend so ein dummer Färber kann, werde ich wohl auch noch können.»

«Du kannst alles», sagte ich überzeugt, «gleich geh ich hin und kaufe die Farbe...»

«Aber waschecht und lichteht muss sie sein», rief meine Frau hinter mir drein.

An alles dachte sie, oh, auch ich würde dran denken. Die Geschäftsleute sollten Mühe haben, mir ein schlechtes Fabrikat aufzuschwatzen.

«Waschecht und lichteht?» fragte ich in der ersten Farbwarenhandlung, als ich das grüne Päckchen prüfend in den Händen wog.

«Selbstverständlich», sagte der Verkäufer.

«Garantiert?» fragte ich.

«Nun ja, soweit man eben garantieren kann, es steht ja drauf, etwas empfindlich ist jede Farbe.»

«Mit andern Worten, Sie garantieren nicht für die Wasch- und Lichtehtigkeit dieser Farbe...»

«Doch, soweit sie sich eben garantieren lässt.»

«Werden Sie beispielsweise fünfzig Franken bezahlen, falls es sich im Laufe eines Monats herausstellen sollte, dass die Farbe nicht...»

«Aber die Farbe kostet ja bloss 60 Rappen...»

«Lieber Herr, Sie scheinen die Sachlage nicht ganz zu erkennen. Die Geringfügigkeit der Anschaffungskosten spielt keine Rolle, wohl aber die Notwendigkeit, mit einer echten grünen Farbe meine Gärtnerschürze ein für allemal, das heisst für mein ganzes Leben grün zu färben. Dieser Aufwand an Zeit ist ausschlaggebend. Ich kann mich nicht jedes Jahr mit meiner Schürze beschäftigen. Ich bin Philosoph und meine Zeit gehört meinem Denken. Ich gärtner bloss um der Gesundheit willen. Wenn Sie also nicht für die Farbe garantieren können, muss ich auf Ihre Dienste verzichten. Leben Sie wohl.»

Drei verschiedene Geschäfte besuchte ich. Nirgends wollten sie mir die verlangte Garantie geben. Im vierten endlich hatte ich Glück.

«Wir geben jegliche Garantie», sagte der Verkäufer ohne mit der Wimper zu zucken. «Tausend Franken dem, der uns nachweisen kann, dass ein mit unserem Fabrikat gefärbter Stoff seine Farbe auch nur im geringsten ändert. Sodawasser und heisses Wasser vermögen ihr nichts anzutun. Auch die intensivste Bestrahlung durch die Hochgebirgssonne bleibt ohne Effekt. Dabei quantitativ kolossal sparsam. Mit einer Messerspitze voll können Sie eine ganze Stadt grün färben.»

Bescheiden bemerkte ich, dass ich nicht im Sinne hätte, eine ganze Stadt... nur meine Gärtnerschürze...

«Die Grösse des Objektes spielt keine Rolle... Unsere Marke heisst ‚Unveränderlichkeit‘. Man

wird sich nach Jahrhunderten davon überzeugen können!»

Mein Misstrauen war besiegt, für fünfundfünfzig Rappen erstand ich das kostbare Pulver.

«Das Grün der Zukunft», rief ich meiner Frau zu, «kein Wasser vermag ihm etwas anzuhaben, ihm gegenüber sind auch die ultraviolettsten Strahlen machtlos.»

«Wenn's wahr ist», sagte sie und las die Gebrauchsanweisung. Die Geschichte war sehr einfach. In einem Nu würde alles geschehen sein. Wir sammelten uns in der Waschküche, um dem Wunder zuzuschauen. Es lag mir daran, dass alle vier Kinder dabei waren. Denn ich hatte einen philosophischen Hintergedanken. Es sollte ihnen durch das Experiment klargemacht werden, dass ohne Veränderung des Wesens — denn eine Schürze bleibt mit oder ohne Farbe eine Schürze — nur durch die Veränderung des äusseren Scheins der Eindruck eines neuen Dinges erweckt werden kann.

«Was für eine prächtige Farbe», jubelten die Kinder, als das Pulver im kochenden Wasser aufgelöst war. Ich nickte zufrieden.

Nun wurde die bleiche, nur an den Ecken noch grün schimmernde Schürze eingetaucht, nun wurde sie herausgehoben. Leider verbrannte sich meine Frau an der heissen Farbe etwas die Finger, so dass sie das Geschirr fallen lassen musste. Ein Teil der Farbe rann auf den Boden. Aber es blieb noch genug übrig, um auch noch ein paar andere Dinge grün zu färben.

Die Schürze war prächtig. Sie tropfte bloss etwas stark. Im Triumph wurde sie in den Garten getragen und an der Leine aufgehängt. Alle Kinder halfen mit. Die Nachbarn würden Augen machen. Das Färben war wirklich keine Kunst. Ich hatte einen alten braunen Schlafrock, der sich in Grün sicherlich auch viel schöner ausnehmen würde. Ich beeilte mich, ihn meiner Frau in die Waschküche zu bringen.

Leider war meine Frau nicht so fröhlich, wie ich. Sie stand am Waschtrog und weinte, ja sie heulte gewissermassen. «Schau nur meine Hände an», jammerte sie.

Ihre Hände, nun, ihre Hände waren grün, selbstverständlich, sie konnten ja nichts anders sein. Das war doch kein Grund ... Meine Hände wären auch grün ... Und auch die Kinder hatten grüne Hände. ... Man würde sich eben waschen.

«Das Waschen hilft nichts», jammerte sie noch lauter, «ich wasch mich schon die ganze Zeit, ich hab bald keine Haut mehr an den Fingern ...»

Ich wurde nachdenklich. Ich hatte eine garantiert waschechte Farbe verlangt ... wenn also das Waschen nichts half, so war das ganz in Ordnung, wenigstens theoretisch.

«Und schau den Hund an», rief meine Frau.

Ich schaute den Hund an. Er war über und über grün. Er musste sich in der verschütteten Farbe gewälzt haben. Als ich ihn anschrte, huschte er zur Türe hinaus.

«O jeh», rief meine Frau, «jetzt läuft er mit der Farbe durchs ganze Haus. Wenn er sich nur nicht in dein Bett verkriecht, wie immer, wenn er Angst hat.»

«Fangt den Hund», sagte ich den Kindern, die eben hereinkamen, um ihre Puppenkleider und Schmetterlingsnetze zu färben. Sie liessen sich das nicht zweimal sagen. «Und sperrt ihn im Keller ein, wenn ihr ihn habt.»

Dann schaute ich wieder meine Hände an. Sie blieben unerschütterlich und unveränderlich grün. Ich entdeckte auch an meinem Anzug grüne Flecken. Man hatte vor lauter Freude über die Schürze nicht so genau aufgepasst.

«Und morgen sollten wir doch zu Professor Obals zum Mittagessen», seufzte meine Frau.

«Wenn alles vergebens sein sollte», sagte ich, «so wird uns letzen Endes die Erneuerung der Haut helfen. Aber das kann ein halbes Jahr dauern.»

Ich probierte es selber mit Seife und Soda, aber das Grün blieb.

«Du lieber Gott», stöhnte meine Frau, «und die Flecken überall.»

Ja, an Flecken fehlte es nicht. Wenn die Farbe wahrhaftig waschecht war ...

Die Kinder kamen und berichteten eifrig, dass sie den Hund endlich gefangen und in den Keller eingeschlossen hätten.

«Aber wie seht ihr aus», rief meine Frau entsetzt. Der Ausruf war nicht unberechtigt. «Es war nicht so leicht», sagten die Kinder entschuldigend. «Zuerst war er in Papas Bett, und dann lief er ins Visitenzimmer und kroch unter das Sopha, und dann versteckte er sich im Kleiderschrank, aber da erwischten wir ihn auch.»

Meine Frau wurde ohnmächtig. Ich sagte den Kindern, sie sollten Mamas Stirne und Schläfen mit Eau de Cologne einreiben, und ging durchs Haus, um derweil einen Ueberblick über die Sachlage zu gewinnen.

Überall fanden sich Spuren der grünen Farbe. Wenn ich mir überlegte, dass sie garantiert wasch-

echt war, kam ich in Versuchung, meine Frau um ihre Ohnmacht zu beneiden. Besonders als ich einen Blick, nur einen kurzen Blick ins Schlafzimmer warf. Aber als Mann hatte ich die Pflicht, aufrecht zu bleiben. Ich überlegte.

Als meine Frau aus der Ohnmacht erwachte, konnte ich ihr auch schon das Resultat meiner Ueberlegungen mitteilen.

«Was grüne Flecken hat, wird grün gefärbt», sagte ich bestimmt. «Die Farbe ist billig, und wenn auch nicht eine Messerspitze voll genügt, um eine ganze Stadt zu färben, wie sich der Verkäufer übertriebener Weise ausgedrückt hat, so wird immerhin ein Kilo genügen, um den Schaden auf diese Weise gutzumachen. Denn alles Gefleckte und Angefärbte zu ersetzen, das kann ich mir nicht erlauben.»

«Aber alles hat ja grüne Flecken . . .» jammerte meine Frau.

«Dann wird eben alles grün gefärbt», sagte ich unerschütterlich.

«Aber die Leute werden ja meinen . . .»

«Ich kümmere mich nicht darum, was die Leute meinen; jedenfalls kann ich dieser grünen Farbe wegen nicht Konkurs machen . . .»

Meine Frau musste mir recht geben. Ich kaufte ein Kilogramm grüne Farbe. Es reichte beinahe. Als ich das elfte Hundertgrammpäckchen im Laden holte, sagte der Verkäufer sehr freundlich:

«Unsere Farbe muss Ihnen sehr gefallen.»

«Ja», sagte ich.

«Sie werden sich wohl davon überzeugt haben, dass sie waschecht ist . . .»

«Ja, zum Teufel noch einmal, davon habe ich mich überzeugt.» Ich konnte nicht mehr an mich halten. Die Wut über die grüne Farbe brach los. «Wegen Ihnen habe ich mein ganzes Haus grün färben müssen. Wegen Ihnen müssen meine Kinder in grünen Kleidern herumlaufen, obwohl es immer noch nicht Frühling ist. Wegen Ihnen muss ich mich auslachen lassen. Wegen Ihnen sagt meine Frau jeden Tag, sie möchte am liebsten sterben.» Ich konnte nicht weiter reden.

Der Verkäufer klopfte mir begütigend auf die Achseln. Er brachte mir einen Stuhl und bat mich, Platz zu nehmen. Er schenkte mir ein Glas Cognac ein. Als er sah, dass ich meine Fassung einigermaßen wiedergewonnen hatte, bat er mich mit den höflichsten Worten, ihm die ganze Geschichte ganz ruhig und so genau wie möglich zu erzählen. Vielleicht, dass mir doch noch geholfen werden könnte . . . So erzählte ich denn die Geschichte von

Hermann Hiltbrunner

O K T O B E R

*Die Sommersterne sinken,
Der Mond steigt zum Zenith,
In der Gestirne Blinken
Hör ich des Winters Schritt.*

*Er tönt wie Klang von Glocken,
Wie Glaston hoch und klar;
Ich folge seinem Locken,
Sein Ruf ist wunderbar.*

*Und alle Dinge neigen
Das Haupt und stehen steif —
Die Wintersterne steigen;
Der Tau gefriert zu Reif.*

der abgeschossenen Gärterschürze, die mich an den Rand des Ruins gebracht hatte.

Er verzog keine Miene. «Wissen Sie was», sagte er, als ich zu Ende war, «Sie verklagen uns und fordern Schadenersatz.»

«Aber das Gericht wird doch eine solche Forderung meinerseits glattweg abweisen.»

«Gewiss . . . Dafür wird Ihnen unsere Firma für die ausgezeichnete Reklame einen sicherlich nicht unbeträchtlichen Betrag auszahlen.»

Ich verstand ihn nicht sofort. Aber dank seiner mit grösster Geduld gegebenen Erklärung verstand ich ihn schliesslich.

Für die runde Summe von hunderttausend Franken wurde ich mit dem Chef der Firma handels-einig. Um meiner Familie Spott und Anspielungen während des Prozesses zu ersparen, schickte ich sie für ein halbes Jahr an die Riviera.

Selber machte ich mir als Philosoph nicht viel aus dem unvermeidlichen Lächeln und Lachen meiner Mitmenschen, als es zur Gerichtsverhandlung kam. Ich dachte an die hunderttausend Franken.

Heute bin ich Teilhaber der Fabrik für wasch- und lichtechte Farben, Marke «Unveränderlichkeit». Unsere Produkte sind weltberühmt. Mein Prozess hat den gewünschten Erfolg gehabt. Aufrichtig gestanden glaubte ich ja nicht, dass unsere Farben heute noch ebenso waschecht sind wie damals.

Dank der ausgezeichneten Reklame ist das aber ja auch gar nicht mehr nötig!

(Copyright reserved)

E. H. St.

ABSCHIED VON EINEM KUTSCHER

Ich habe dich gekannt, alt und ungepflegt, und ich habe eine Peitsche gesehen, die über deinem rotkarierten Bett aufgehängt war. Du sprachst von Pferden, von Frachtwagen, und du tratst manchmal vor die Tür . . . als lebte diese Welt noch aus der Fülle. Du warst alt und «kindisch» geworden, und deine Schwiegertochter, ganz das, was man eine praktische junge Frau nennt, konnte ausrufen: «Ach, was für dummes Zeug er immer redet . . . !»

Gewiss, du blicktest nicht mehr richtig in die Welt, alter Kutscher. Diese Welt, die seit zwanzig, dreissig Jahren anders geworden ist, die Welt, aus der Leiterwagen und Karren und Rösser mehr und mehr verbannt werden. Du zogst in Gedanken noch mit deinem Doppelgespann über die Waldpässe . . . wie das vor fünfzig Jahren der Fall war, du sprachst von Pferdeställen, Relais-Stationen, Wirtinnen, die den frohen Kutschern mit Schnurrbärten, wie Gehängen, zuwinkten. Du erzähltest von der Anne und dem Gerald und von dem schwarzen, gewaltigen Pluto, der aus Belgien kam. Du wusstest, wo der beste Sattler im Lande wohnte, und du empfahlst ihn gestern noch. (Aber der Sattler ist

längst tot, seine Bude wurde geschlossen, kein junger neuer Sattler zeigte sich, und da, wo einst die Pferde am Eisengitter hielten, verkauft heute ein junger Mechaniker aus der Stadt Motorräder und Nähmaschinen . . .).

«Hoffnungslos in seine alte Welt eingeschlossen», sagte deine Schwiegertochter, die wohl gut zu dir war, aber dich nicht verstand. Sie wusste nicht, dass Pferde Geschirre und gut geschmierte Achsen dein ganzes Dasein bedeuteten, deine ganze Welt, in der du lebstest, immer noch, als sei da alles gestern passiert, und man brauchte nur vor die Tür zu gehen und gleich würde ein schweres Gefährt mit schweissglänzenden Hengsten davor sich zeigen, mit dem Kutscher auf dem Bock und dem Geschirrkasten darunter. Die Peitsche würde in der Luft ein wenig wippen, und fern dahinter blauen die Berge.

Gelegentlich machtest du dich noch auf, um den Pferdemarkt in T. zu besuchen. Du gingst auf der Strasse dahin . . . wie einst als junger Mann. Die Leute am Volant der dahinschnurrenden Autos schüttelten die Köpfe. Ein Fussgänger, sagten sie, und dazu noch einer, der immer noch glaubt, dass ihm die Welt gehört. Ja, du gingst dahin in der Würde deines Kutschertums — denn euch gehörte einmal die Strasse —, und man sah es deinen eingefallenen Schultern immer noch an, dass du stolz warst, stolz, ein alter Kutscher zu sein, der etwas von Wagen, Lederriemen, Halftern und Tieren verstand.

Der Markt gefiel dir gar nicht mehr — du hast es mir einige Male gesagt —, das seien keine Rösser mehr, die da angeboten würden, das sei Kropfzeug, und die alten Händler waren auch nicht mehr da: Männer, wie Könige, Männer, die Stimmen wie Generäle hatten, Männer, mit Uhrketten auf der Weste, Männer, die es heute nicht mehr gibt. Du kamst wohl dann ein wenig traurig zurück, nachdem du dir von deinen mageren Rappen ein Glas Bockbier gegönnt, aber es ging nicht lange, und du hattest alles vergessen: Du glaubtest, es ginge im Grunde alles so weiter und eine «Fracht» brauchte ihre Zeit und ihren Weg, und dass es ein Camion billiger und besser machen könnte, davon wolltest du nichts wissen.

Deine Stunde kam, du littest nicht lange, vielleicht hast du noch einmal nach deiner Peitsche über dem Bett gegriffen und ihren Knauf gespürt. Dann drehtest du dich auf die Seite.

Mit der Peitsche wird vielleicht übermorgen dein Enkel spielen, vielleicht . . .